

Jahrbuch Mission

Forum Mission

*Impulse für eine feministisch-interkulturelle Christologie: Ökufem - Tagung 2005*

Christus und die Kultur – über diese Beziehung hat die Theologie oft kontrovers gesprochen und sie dann auch wieder für einige Zeit außer Acht gelassen. Die Missionstheologie kann sie nicht ignorieren, geht es dabei doch um Kernfragen missionarischer Existenz. Mission ist unweigerlich mit den Herausforderungen kultureller Vielfalt konfrontiert. Dies ließe sich sowohl aus Sicht der „Sender“ als auch aus Sicht der „Empfänger“ entfalten. Theologisch reflektierte missionarische Praxis ist dabei zu der Einsicht gelangt, dass Mission ein kommunikatives Geschehen ist, bei dem beide Rollen nicht statisch festgelegt sind. Wer sendet und wer empfängt, hängt wesentlich von der Qualität der Beziehungen ab, die im Rahmen der missionarischen Praxis entstehen. Lerngemeinschaft sein zu wollen und zu können ist daher eine wichtige Dimension von Mission und ein Ziel der ökumenischen Zusammenarbeit im weltweiten Leib Christi.

Die schwer zu überwindenden Hindernisse auf dem Weg dorthin sind bekannt: Missionsgeschichte ist mit Kolonial- und Gewaltgeschichte verknüpft, wenn auch nicht damit gleichzusetzen. Der Respekt vor der Kultur der „Anderen“ musste mühsam erlernt werden. Auch heute wird er von jenen Völkern schmerzlich vermisst, die sich aggressiv oder paternalistisch auftretender Mission gegenübersehen. Traumatische Erfahrungen mit Aggression, Paternalismus und Respektlosigkeit teilen auch Frauen in vielen Kirchen. Diese führten zur Entwicklung der feministischen Theologie, die heute in zahlreichen Spielarten und Differenzierungen weltweit eine lebendige Strömung ist. Auch in der Missionstheologie ist in den letzten Jahren in dieser Perspektive gearbeitet und publiziert worden (International Review of Mission: Women and Mission, 1/2004; Heike Walz, Christine Lienemann-Perrin, Doris Strahm, Hgg., Als hätten sie uns neu erfunden. Beobachtungen zu Fremdheit und Geschlecht, Freiburg 2003; In God's Image: Women and Mission, 4/2005).

In diesem Zusammenhang ist auch der Arbeitskreis Ökufem, ein lockeres Netzwerk von Theologinnen, zu sehen, das in jährlichen Tagungen in der Missionsakademie in Hamburg Themen in ökumenischer und feministischer Sicht diskutiert. Im November 2005 lud der Kreis ein, mit Referentinnen aus Lateinamerika, Asien und Europa über Christologie nachzudenken. Bei der Tagung im Vorjahr war im Gespräch mit brasilianischen (Ivoni Richter Reimer, Graciela Chamorro) und philippinischen (Gemma Cruz) Theologinnen zwischen den Teilnehmerinnen ein gegensätzliches Verständnis der Exklusivität und Einzigartigkeit des Christuszeugnisses deutlich geworden. Angesichts der Erfahrungen indigener Völker mit der Missachtung ihrer Kulturen und Religionen begegneten diese Theologinnen einem exklusiven und zugleich universalem Verständnis Christi mit Skepsis (Hier wäre auch auf den COMIN, den Missionsrat der Lutherischen Kirche in Brasilien für die Arbeit mit den Indigenen Völkern, zu verweisen, der aus ähnlichen Gründen seine Praxis an den Bedürfnissen der indigenen Gemeinden ausrichtet und nicht auf deren Bekehrung abzielt).

So verabredete Ökufem, die Christologie zum Thema zu machen und zu fragen, wie sie

- frei von Vorherrschaft der westlichen Traditionen
- offen für nicht christliche Kulturen
- stärkend für Frauen und Männer

und auf diesem Weg ein Angebot „an Alle“ sein kann.

In vier Vorträgen und Gesprächsrunden gingen rund 20 Frauen zwei Tage lang dem nach. Ich möchte einige Beobachtungen festhalten und theologische Impulse benennen, die für die Missionstheologie insgesamt relevant sind. Vorab ist zu betonen, dass die eingeladenen Referentinnen zwar das Interesse an einer Christologie von und für Frauen teilen, aber dieses individuell, konfessionell und kontextuell unterschiedlich und teilweise auch durchaus gegensätzlich umsetzen.

Solche Differenzen - und das ist schon ein Schlüsselgedanke der Tagung gewesen - sollten nicht harmonisiert oder in Hierarchien systematisiert werden. Die Erfahrung von Differenz ist geradezu das Kennzeichen der Postmoderne, welche als Zeitalter fragmentierten Wissens und als Epoche der akzeptierten Vielfalt von Wahrheit beschrieben werden kann. „Jede Begegnung zwischen Kulturen muss als Begegnung zwischen Subjekten stattfinden, weil jede Kultur ihren eigenen Wert hat“ (Meehyun Chung, Vortragsmanuskript, S. 13).

Bejahte Differenz kennzeichnet auch Gemeinschaften, die sich auf Christus in einer befreienden Weise berufen. Ist das akzeptiert, so stellen sich Frauen auf der Suche nach der guten Nachricht jene Frage, die in analoger Weise schon die erste christliche Gemeinde zu Korinth und ihre „Missionare“ umtrieb: *Kann uns Christus in unserer* (weiblichen, griechischen, afrikanischen ...) *Gestalt begegnen?* Kennen und brauchen wir Christus-Erfahrungen, die eindeutig auf dem Leben von Frauen beruhen?

*Sophia Lizares Bodegón, Referentin bei der VEM in Wuppertal*, stellte jedoch klar, dass südostasiatische Theologie weniger das männliche Geschlecht Jesu problematisiere als die Spaltungen in Körper und Geist, Religion und Politik usw. überwinden möchte, zu der die Mission erheblich beigetragen habe (S.4). „Kosmische Religionen Asiens tragen die Themen Schutz und Einheit in sich... Weibliche Bilder in asiatischen Religionen verweisen auf die Einheit zwischen Männlichem und Weiblichem, von Leben und Tod und auf ein ganzheitliche Bild Gottes. Bis heute wird die Reismutter, die gute Dinge bereit stellt, in Indonesien verehrt ...“ (Sophia Bodegón, katholische Südostasienreferentin bei der VEM, Vortragsmanuskript, S. 7).

Alles wäre falsch verstanden, wenn man die Frage nach weiblichen Erscheinungsformen Christi als Versuch auffasste, eine neue (feministisch begründete) Geschlechterontologie zu begründen. Feministische Theologie muss eine Balance suchen zwischen der Kritik einseitiger Gottes-, Christus- und Geist-„Bilder“ und der Identifikation und Benennung realer Zeichen, die in der eigenen Erfahrung und Lebensform verankert sind und die Wirklichkeit Gottes spiegeln. Diese Herausforderung ist der ökumenischen und missionstheologischen Arbeit aus den Ansätzen der kontextuellen Theologien bekannt.

Einen sehr weitgehenden Ansatz vertritt in dieser Hinsicht die argentinische Systematikerin *Marcella Althaus Reid*, deren „Queer-Theology“ alle Festlegungen von Menschen auf Geschlechterstereotypen überwinden möchte, damit das christliche Projekt wahrhaft befreiend werde. Es war spannend zu hören, dass sie, genau wie die anderen Referentinnen dieser Tagung, die Inkarnation als zentrale Dimension der Christologie betonte. Man könnte geradezu sagen, dass die Suche nach Christus hier und heute, der / die Menschen aller Geschlechter und Kulturen in ihrem Elend aufsucht und dieses teilt, das magnetische Feld des Nachdenkens der Ökufem-Tagung bildete.

Dahinter trat die ursprüngliche Frage nach der „Exklusivität des Christuszeugnisses“ zurück. Man wird rückblickend sagen können, dass eine ökumenisch und feministisch ansetzende Inkarnationstheologie, die den „Anderen“ des westlichen Christentums - nämlich den Frauen und den unterschiedlichen Kulturen - gerecht wird, eine Relativierung und Neubestimmung des Exklusivitätsgedankens nach sich ziehen kann. Dies ist für die Missionstheologie von großer Bedeutung. Mehrere Referentinnen hatten deutlich gemacht, dass für sie das angemessene Gegenstück zu einem exklusiven Selbstverständnis des Christentums weniger die Inklusivität als die bewusste Akzeptanz einer nicht aufzuhebenden Pluralität sei. Ein solches plurales Denken ist einerseits realistischer als Versuche der Vereinheitlichung, weil es die beharrlich bestehenden kulturellen und religiösen Orientierungen wahrnimmt, die tief in den Gefühlen und im Gedächtnis der Menschen verankert sind. Andererseits ist es konfliktfähiger als das Streben nach Einheit und Inklusivität, weil es sich der Unterschiede frei bewusst werden kann. Einfacher ausgedrückt, „Christus“ lädt ein, an einer Gemeinschaft wirklich teilzuhaben und verschieden zu bleiben (womit wir an Theodor W. Adornos Formel „ohne Angst verschieden sein“ erinnert sind, die in den letzten Jahren von mehreren ökumenisch-interkulturellen Bildungsprozessen aufgegriffen wurde).

Der pluralistische Ansatz, der nicht mit Beliebigkeit zu verwechseln ist, ist auch wichtig geworden in den sozialen Bewegungen der jüngsten Zeit, die sich auf internationalem Niveau mit der Globalisierung auseinandersetzen: Sie setzen auf die Chancen, ein neues, überlebensdienliches „Wissen von unten“ zu produzieren, indem Verschiedenheit kultiviert wird (einer der Vordenker des Weltsozialforums, der *portugiesische Rechtssoziologe Prof. Dr. Boaventura de Souza Santos*, spricht in diesem Zusammenhang von einer Ökologie der Erkenntnisformen, welche die westliche Monokultur aufbricht). Alle Referentinnen der Tagung beriefen sich auf den historischen und inhaltlichen Zusammenhang von feministischer Theologie und sozialen Bewegungen. Daher unterstrichen sie den Einsatz für Gerechtigkeit und somit die Zuwendung der Christinnen zur Welt, in der wir leben.

Wie kann nun die Inkarnationserfahrung des christlichen Glaubens aus weiblicher Sicht mit Leben gefüllt werden? Die Tagung hat diese Frage nicht erschöpfend beantwortet, obwohl viele Teilnehmerinnen biographische und theologische Impulse dazu beisteuerten. Die Referentinnen gaben Hinweise, indem sie konsequent bei ihrem Anliegen geblieben sind, aus weiblicher Sicht den Graben zwischen einer einseitig männlich geprägten Christologie und dem Leben von Frauen zu überbrücken.

So verglich *Dr. Meehyun Chung, koreanische Referentin für Genderfragen bei Mission 21 (Basel)*, die koreanische Prinzessin Bari, welche durch Arbeit, Entbehrungen und Opfer in koreanischen Erzähltraditionen zur Göttin wird, mit Christus. Dabei findet sie Parallelen und Unterschiede. Sie appelliert, diese nicht zu verwischen, sondern aus christlicher Sicht die Differenz aufzuklären. Sie vertritt das Konzept, Christus als kritischen Transformator der Kultur zu verstehen und nicht in einer „anderen Kultur“ aufgehen zu lassen. Zugleich aber soll Inkarnation wirklich als Eingehen in (asiatische) Kulturen verstanden werden. Metaphern wie das „lebendige Wasser“ können dabei hilfreich sein.

*Prof. Dr. Renate Jost von der Kirchlichen Hochschule in Neuendettelsau* zeigte die Bedeutung und die Funktion von Christusepiphaniën / Christaphaniën auf, die auch in deutschen regionalen Kulturen weibliche Gestalt annehmen (das Christkindl, weibliche

Heilige). Als Alttestamentlerin betonte sie, dass in der Bibel vielfältige, einschließlich weiblicher Erfahrungen vorhanden sind, welche in die spätere Christologie eingeflossen sind. Dazu gehören die Weisheitstraditionen und Frauengestalten der Gesichte Israels, wie etwa Jephthas Tochter (Richter 11). Solche weiblichen Anteile der Christologie seien in der Kirchengeschichte überlagert, neutralisiert oder einseitig männlich interpretiert worden.

Aus missionstheologischer Sicht wird man sagen können, dass es immer neu darum geht, Metaphern und Symbole für „Jesus Christus heute“ zu finden, weil der Geist Gottes lebendig und daher in Bewegung ist. Die Mission, die neue Menschen auf den Glauben anspricht und die Mission, die glaubende Menschen neu anspricht, ist auf eine Metaphorik angewiesen, die aktuell verständlich und verantwortbar ist. Aus biblisch-theologischer Sicht wird man fragen, wie sich diese zeitgenössische Christus-Metaphorik wiederum auf die geschichtlichen Daten des Bundesvolkes Israel und des Christus in der „Jesusbewegung“ des Neuen Testaments bezieht.

Nicht nur die feministische Theologie, sondern auch andere ökumenisch-kontexttheologische und missionstheologische Ansätze stehen vor der Herausforderung, Inkarnation in einer angemessenen Weise „christozentrisch“ zu verstehen und sie zugleich als weitergehenden Prozess zu begreifen. Die in Edinburgh lehrende *Prof. Dr. Marcella Althaus Reid* bringt das auf den Punkt, wenn sie fundamentaltheologisch formuliert: „Gott musste sich inkarnieren, Gott braucht das!“ - und zugleich darauf beharrt, dass Christus eine Bewegung in der Gemeinschaft sei (man / frau kann hier auch an Bonhoeffers ekklesiologische Formel „Christus als Gemeinde existierend“ denken).

Hier zeichnet sich eine „Ekklesiologie“ ab, die weiträumig ist und den Rahmen der empirischen Kirchen überschreitet (Ekklesia bezeichnet auch die Volksversammlung). Sie umfasst Menschen, die befreit sind zum Handeln, befreit zum Teilen, befreit von Gesetzen und ökonomischen Sachzwängen und die im Alltag Lösungen finden, im ursprünglichen Sinn des Wortes zu überleben. So wie die Menschen, die in den Straßen der Großstädte leben, aus Abfällen die Kartons aussortieren und zum Verkauf bringen (In Buenos Aires werden sie Cartoneros genannt. Sie arbeiten - wie sich Besucher der EKD Partnerkirche IERP, Iglesia Evangélica am Rio de la Plata überzeugen können – nachts in den vornehmen Stadtteilen wie Belgrano, dem Sitz der Kirchenzentrale). Marcella Althaus Reid hat an anderer Stelle über die Träume dieser Menschen reflektiert (Concilium, 1/ 2005, S. 82ff).

Die Ökumen-Tagung hat Impulse für ein Missionsverständnis gegeben, das über den viel diskutierten Ansatz der Missio Dei hinausweist. Althaus Reid, Chung, Jost, Lizaro Bodegón richten ihre Hoffnungen auf Gemeinschaften in Gerechtigkeit, in denen Frauen (und alle Menschen) als Subjekte in Würde leben können. Somit müssen sie „Christus“ „mitten unter ihnen“ (Lk 16,21) ansiedeln. Dadurch aber ist die Theologie genötigt, ihr Nachdenken und ihre Verkündigung in den Lebensverhältnissen (der Frauen, der Kinder und der Männer) zu verankern. Und das, so haben Exegese, Systematik und Ökumenik (nicht nur von Frauen!) vielfach aufgezeigt, rückt das „Paradigma des Empfangens“ an die erste Stelle vor das „Paradigma der Sendung“.